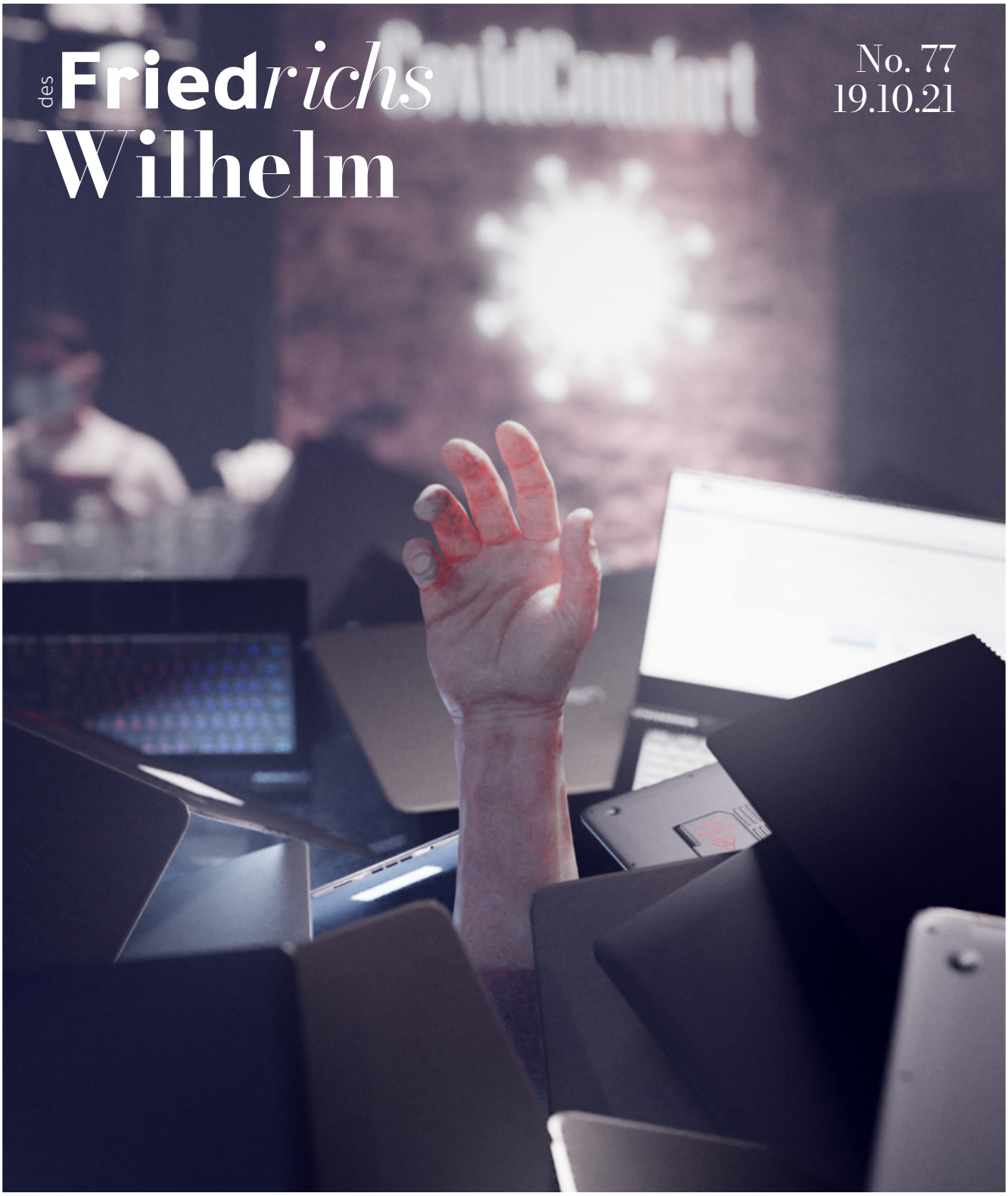
- kritisches überparteiliches Campusmagazin -

des Friedrichs Wilhelm

No. 77
19.10.21



Leben

Endlich wieder
aber anders

Semesterstart

Upgrade
oder Error?

WHATSUB

Networking für
Wissenschaftlerinnen

AStA Universität Bonn

Editorial

Liebe Leser:innenschaft,

wir starten ins neue Wintersemester und begrüßen auch hier alle neuen Erstis an der Uni Bonn! Wenn ihr die Augen offen haltet, entdeckt ihr vielleicht noch hier oder da die Ersti-FW mit praktischen Tipps und Themen rund um den Studienstart. In dieser Ausgabe wartet auf euch ein Interview mit Frau Dr. Diana Imhof, welche hinter der neuen Initiative WHATSUB steckt, die Vernetzung und Unterstützung unter jungen Wissenschaftlerinnen fördern wird. Es stehen bis heute Hürden im Weg der wissenschaftlichen Karriere einer Frau und diese müssen umgangen werden. Dorit übernimmt und macht weiter mit einem Poetry Slam ähnlichen Stück über die Rückkehr des Präsent-Seins und was sie an der Online-Zeit nicht vermissen wird. Auch Helene steht ihr in ihrer aktuellen Kolumne in Nichts nach was die Poesie ihres Textes angeht. Für sie ist die aktuelle Umstellung nicht nur mit positiven Gefühlen verbunden. Von Jan könnt ihr währenddessen gleich zwei Texte lesen. Erst gibt es eine kleine Einführung in Stromsparsamkeit und weiter geht es mit dem dritten Teil von "Schuld und Schulden". Die vorangegangenen Teile sind wie immer neben allen anderen älteren Ausgaben in unserem Archiv unter **www.fw.asta-bonn.de** zu finden.

Wir wünschen euch viel Spaß beim Lesen!

Melina Duncklenberg

In dieser Ausgabe

Gesellschaft/Universität
Von den Hürden der weiblichen Wissenschaftskarriere **3**

Allgemeines
An welchen Ecken ihr Strom sparen könnt **8**

Universität
wie wir uns wieder auf stressige Präsenzuni freuen **10**

Geschichte
Reparationen – Deutschlands Schulden (Teil 3) * **12**

Gesellschaft
vom Leben, das wieder geht und dem, was trotzdem fehlt **18**

***Triggerwarnung:**
Die Doppelseite 14-15 enthält Fotos von Kriegsverbrechen

Impressum

Redaktion:

Jan Bachmann
Ronny Bittner
Melina Duncklenberg
Helene Fuchshuber
Simeon Gerlinger
Lily Hußmann
Samuel F. Johanns
Milan Nellen
Tom Schmidtgen
Dorit Selting
Clemens Uhing

Figuren & Seite 17:
Jan Bachmann

Titelbild:
Samuel F. Johanns
Quellen: Laptop (FREE) by Brandon Westlake
Lowpoly Laptop (Closed) by CG Buzz
Gaming Laptop - Computer by Diego G.
Arm - DJMaesen | alle Modelle von sketchfab.com

General-Anzeige Seite 18:
Samuel F. Johanns & Ronny Bittner

V.i.S.d.P.:

Jonathan Andraczek
Vorsitz | AStA der Universität Bonn

Kontakt: fw@asta.uni-bonn.de

www.asta-bonn.de
facebook.com/AStA.UniBonn

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzungen von Artikeln und Leserbriefen vor.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

WHATSUB

Ein neues Netzwerk gegen alte Probleme? Aus der Karriere einer Wissenschaftlerin

Unsere Universität wird bald um ein weiteres Karriere-Netzwerk reicher sein. Mit der Unterstützung des zentralen Gleichstellungsbüros laufen aktuell die Vorbereitungen für die Veröffentlichung der Homepage von WHATSUB (Women in higher education and top science University of Bonn). Hierbei handelt es sich also keineswegs um ein IT-Projekt rund um einen allbekannten Messenger-Dienst, sondern vielmehr um ein digitales Karrierenetzwerk, das Networking, Austausch und vor allem Sichtbarkeit von Wissenschaftlerinnen ab dem Post-Doc-Level verbessern soll. Treibende Kraft hinter all dem ist Frau Prof. Dr. Diana Imhof. Die Gründerin und Leiterin der Core Facility for Proteinsynthesis and Bioanalytics arbeitet seit Anfang 2011 als Professorin für pharmazeutische Biochemie und Bioanalytik an der Uni Bonn und hat eine beeindruckende Karriere hinter sich. Neben über 85 Publikationen, einem Doktortitel mit Summa cum laude und mehreren Auszeichnungen hat sie während ihrer Arbeit in Jena, den USA und Bonn zwei Kinder bekommen und großgezogen. Sie sagt selber:

Imhof: …ich mache für mein Leben gern Biochemie. Also da hängt Herzblut dran, anders kann man es nicht ausdrücken.

FW: Ihre Karriere ist sehr wissenschaftlich geprägt, naturwissenschaftlich um genau zu sein. Jetzt ist die Initiative ja nochmal ein anderer Zweig. Es gab ja für Sie auch schon in Jena Andeutungen in die Richtung. Wie hat sich das entwickelt, dass WHATSUB hier entstanden ist?

Imhof: Also die Initiative resultiert aus den eigenen Erfahrungen und aus den Erfahrungen vieler Kolleginnen. Man unterhält sich auf Tagungen, man unterhält sich in verschiedenen Sektionen, wo man eben auch mal fachübergreifend miteinander zu tun hat, und da gab es viele Diskussionen, wie schwierig es wirklich jede von uns hat. Es gibt nicht so das Paradebeispiel: Ich hatte überhaupt keine Probleme. Das war alles schon immer mit enormen Anstrengungen verbunden. Auch mit Abstrichen, die man machen musste. Situationen, in denen man sagen muss: okay, das kann ich jetzt nicht so machen. Dann muss ich schauen, dass ich mein Kind zu einem anderen Zeitpunkt bekomme. Es war tatsächlich so, meine beiden Kinder sind neun Jahre auseinander. Das war nicht so gewollt. Ich hätte gerne vier, fünf Jahresabstand maximal gehabt, aber das hat einfach nicht funktioniert.

Freundinnen haben mir von vielen Situationen sowohl in akademischen als auch außerakademischen Laufbahnen erzählt, in denen sie als einzige Frau in einer Sitzung saßen und die Männer am Abend zuvor in der Bar schon alles entschieden hatten. Ist mir in bestimmten Situationen auch schon passiert, dass man einfach merkte, dass eigentlich alle schon entschieden haben und ich war weder involviert noch informiert. Das sind Dinge, die wie ich finde einfach nicht gehen. Das ist auch einfach weder höflich noch respektvoll, wie man miteinander umgeht. Dann generell, der Umgang miteinander ist hier auch tatsächlich ein anderer als in Jena muss ich dazu sagen. Dort war es sehr häufig überhaupt kein Thema, Frauen in entsprechenden Positionen zu haben, in den Gremien mitarbeiten zu lassen usw. und die Diskussion lief auch oft auf Augenhöhe. Ich musste in Bonn doch auch erst-

Artikelfotos: Ronny Bittner

»Ich glaube es ist **falsch**, *nur* Forderungen zu stellen.«

mal lernen, dass Frauen unterrepräsentiert waren. Das hat sich ja zum Glück gebessert. Und dann kommt man in Situationen, wo es dann heißt „Ach Frau Imhof, Sie sind aus dem Osten und Sie haben auch noch zwei Kinder und dann sind Sie auch noch Professorin! Dann können Sie ja eigentlich gar nichts richtig machen. Weder das eine noch das andere." In dem Moment schluckt man auch erstmal, man kann gar nicht reagieren, weil man denkt, das gibt's doch nicht, dass einem sozusagen vorgeworfen wird, dass man sich falsch entschieden hat, dass man einen falschen Lebensentwurf hat.

Ich wollte immer Kinder haben, ich wollte aber parallel auch schauen, wie weit kann ich mich denn entwickeln. Wie kann ich mich denn auch in die Gesellschaft einbringen, mit dem, wo auch meine Talente liegen, was ich gerne mache und dann so konfrontiert zu werden mit so einer Aussage. „Eigentlich machen Sie ja nichts richtig." Das muss einfach nicht sein.

FW: Verstehe ich. Mit dem Netzwerk sollen ja bestimmte Hürden angegangen werden, die für junge Frauen in der Wissenschaft bestehen. Wir hatten jetzt schon Familie und diese Einschätzung, dass das a) nicht möglich und b) nur sehr schwierig ist. Gibt es noch weitere Hürden, die das Netzwerk angeht und wo man sagt, darüber wollen wir reden?

Imhof: Was mir in Sitzungen auffällt, ist, dass sehr häufig aus der Tradition heraus Männer vorgeschlagen werden, wenn es darum geht, dass Personen vorgeschlagen werden müssen für bestimmte Ämter, Tätigkeiten oder Mitarbeiten in Gremien. Das mag vielleicht auch daran liegen, dass Frauen sich vielleicht nicht so in den Vordergrund drängen, das ist natürlich auch von der Person abhängig. Im statistischen Durchschnitt würde ich sagen, dass Frauen zurückhaltender sind und ich glaube, dass es auf Dauer nicht so funktioniert. Wir müssen schauen, dass wir auch aktiver werden. Und dass wir es auch schaffen, uns gegenseitig zu positionieren. Dass man auch als Frau sagt: „Weißt du was, ich kann mir vorstellen, dass ich das mache!" Auch diese Position mal einnehmen! Ich glaube, dass man diesen Informations- und Erfahrungsaustausch unter Frauen braucht. Sehr viel mehr, als das bisher vonstatten geht. Darüber hinaus gibt es eben auch noch Anderes, wo man sich einbringen könnte und ich glaube, dass es vielen Frauen nicht bewusst ist. Oder Frauen sehr häufig sagen – das kenne ich auch von mir selbst – „Ach das kann ich nicht" oder „dafür bin ich nicht ausgebildet" oder „was, wenn ich dann was Falsches sage!" Es sind immer diese…

FW: … Sorgen vor Fehlern oder Kritik.

Imhof: Genau, das kann typisch sein für Frauen und was mir da immer geholfen hat, waren Gespräche mit anderen. Da habe ich auch einfach immer gemerkt „Ach, ist ja doch nicht so schlimm! Und das kann man sich ja doch mal zutrauen und probieren!"

FW: Ich finde, dass genau sowas wichtig ist! Während ich Ihren Lebenslauf gelesen habe, war meine erste Reaktion als angehende Naturwissenschaftlerin „Wie schafft man das alles und dann noch mit zwei Kindern". Und genau diese Haltung sollten wir uns eigentlich abtrainieren. Sie ist aber leider sehr verankert.

Imhof: Das stimmt! Und es ist auch eine Frage dessen, wie man vorlebt. Ich hatte bei Nachwuchsgruppen in Jena auch mal nur Frauen gehabt. Da hießen wir dann die Östrogen-Gruppe. Und alle die Frauen haben Kinder. Und hier… obwohl ich das ja vorlebe, dass es geht, hat – glaube ich – noch keine meiner ehemaligen

Frauen aus der Gruppe ein Kind. Und dann merkt man auch noch, dass es aus der Elterngeneration kam. Da war dann die Mutti eben zuhause.

FW: Sie haben auf Ihrer Website zwei Tipps untergebracht und einer davon hat sich auch auf das Thema bezogen. Es ging darum, dass man natürlich immer den Rat von Menschen miteinbeziehen soll und darauf hören kann und sollte, aber dass es auch immer wichtig ist, auf sich selbst zu hören und zu vertrauen. Und Sie haben geschrieben, dass Sie ohne die „mitunter dickköpfige Einstellung vielleicht jetzt keine Kinder hätten". Das Zitat klingt so als hätte man Ihnen abgeraten Kinder zu bekommen.

Imhof: Ja, hat man auch. Tatsächlich auch eine Gleichstellungsbeauftragte, die aus den alten Bundesländern nach Jena kam und keine Kinder hatte. Als ich das erste Mal schwanger war, habe ich eine Beratung gesucht und da hieß es: „Sie müssen sich entscheiden. Sie können nur eins – Wissenschaftlerin sein oder Mutter." Und das hatte ich nicht erwartet. Da war ich auch jung und perplex. Man weiß nicht viel. Auch verärgert, weil man ja eine Unterstützung erwartet hat und die kam nicht. Ich bin dann bei mir sehr schnell bei dem „Jetzt erst recht". Wir müssen einfach Wege finden, wie wir auch die Arbeit anders gestalten. Wir müssen den Leuten Freiheiten geben, wenn sie sagen, ich kann jetzt diese Arbeit tatsächlich im Home Office machen, weil ich möchte jetzt gerne eine Literaturrecherche machen oder mich auf das Manuskript konzentrieren. Ich gestatte auch allen meinen Doktorand:innen, dass sie sich zum Schreiben zurückziehen. Mir hat mal eine Doktorandin geschrieben, dass Sie gerade im Garten unterm Apfelbaum sitzt und an ihrer Promotion schreibt. Und ganz genau so soll das sein.

FW: Das heißt Flexibilität muss einfach ganz groß geschrieben werden als einer der Lösungsansätze für die Frage Familie und Karriere.

Imhof: Genau, auch wie ich selber flexibel in meiner Kindererziehung bin. Dass wir als Frauen, wenn wir unser Kind im Büro stillen wollen, es dann halt im Büro stillen. Und wenn ich das auf der Parkbank stille, dann stille ich das eben auf der Parkbank. Das hat mir auch niemand vorzuschreiben, aber dieses sehr häufig hört man hier „Naja also wenn Sie dann schwanger sind und ein Kind haben, dann sind Sie ja erstmal für ein paar Jahre weg." Das stimmt doch gar nicht! Ich habe abends Gruppenseminare bei mir zuhause gemacht. Klar mussten die Doktorand:innen sich dann in den Bus oder die Straßenbahn setzen und zu uns nach Hause kommen, aber die Kleine hat dann im Wohnzimmer geschlafen und wir saßen dann im Arbeitszimmer oder in der Küche und haben Arbeitsgruppenseminar gemacht. Und das lief dann und das war auch überhaupt kein Problem. Man braucht also diese Flexibilität. Die ist ganz ganz wichtig. Man verliert diese Frauen, man verliert auch das Potential dieser Frauen, wenn man Ihnen nicht die Gelegenheit gibt, tatsächlich das auch parallel umsetzen zu können, so wie sie sich das für sich selbst vorstellen können.

FW: In der Vorbereitung hatten Sie mir geschrieben, inwiefern wir als Zeitung oder auch ich persönlich einschätzen würden, wie sich die junge Generation mit Diskriminierung auseinandersetzt. Um darauf eine Antwort zu geben: In der Blase in der wir uns befinden, super viel. Allein in der FW, was da für Gastartikel kommen und womit wir uns beschäftigen oder welche Demos stattfinden. Ich würde auch überhaupt nicht sagen, dass diese Blase klein ist. Es gibt aber natürlich auch Leute, wo es noch nicht so viel und oft oder jemals stattfindet. Anders würden Missstände auch nicht zustande kommen. Kam von Ihnen das Interesse, weil Sie hoffen, dort anzusetzen, wo Diskriminierung noch nicht sichtbar ist oder bei der jungen Generation, wo sie schon sehr viel Thema ist, welche einfach noch ein paar Werkzeuge dagegen braucht?

Imhof: Mich würde interessieren, an welcher Stelle es insbesondere bei den Männern dann abbricht zu sagen: „Im Studium, vielleicht auch noch in der Promotion alles schön und gut und klar sollen die Frauen sich entwickeln." Aber wenn sie selbst in entsprechenden (Führungs-) Positionen sind zu sagen: „ Ne also die Frau bringt mir jetzt nichts mehr, weil sie schwanger ist und/oder Kinder hat". Gibt es da tatsächlich einen Bruch?

FW: Sie wollen also die Ursache der Leaky Pipeline finden.

Imhof: Ja! Wie kann das sein, wenn die Männer ja am Anfang überhaupt offensichtlich kein Problem mit der Situation haben und es dann auf einmal nach hinten los geht. Und dann müssen sich Frauen eben Sprüche anhören, wie „Naja du bist schwanger, jetzt bist du erstmal für ein paar Jahre nicht mehr brauchbar."

FW: Es ist tatsächlich so, dass man sich als angehende Wissenschaftlerin oder auch als angehende Jobsuchende förmlich darauf vorbereitet. Dass das so ist, wissen wir also. Was mich interessieren würde: Was würden Sie jungen Wissenschaftlerinnen empfehlen, wie man damit umgeht, dass es einem nicht zum Nachteil wird. Dass es einen nicht bremst und vielleicht dazu führt, dass

»Wie kann es sein, dass Männer *offensichtlich* **überhaupt kein Problem** mit der Situation haben und es dann *später* auf einmal **nach hinten losgeht?**«

man irgendwann sagt: „Ich bin raus, ich trete zurück, ich möchte nicht mehr diesen Kampf führen, immer wieder gegen irgendwelche Vorurteile anzuarbeiten.“

Imhof: Das ist natürlich auch eine innere Einstellung. Tatsächlich diesen Kampf auch aufnehmen zu wollen, das ist das eine. Ich glaube, egal was man macht, man hat immer in bestimmten Situationen auch mal mit Widerständen zu tun. Und man sollte nicht in jeder Situation davor zurückschrecken zu sagen: „So, ich gehe das jetzt an! Trau mir das einfach zu, ich zeig dir, dass es geht.“ Und diese Einstellung sollten Frauen lieber haben. Viele, mit denen ich spreche, sind immer so zurückhaltend, die sagen dann tatsächlich auch: „Vielleicht hat er ja recht, vielleicht kann ich das wirklich nicht.“ Aus dieser Haltung müssen wir rauskommen, wir müssen zeigen, dass wir das können. Und wenn wir zeigen, dass wir das können, dann ist da auch eine gewisse Hochachtung, ein Respekt vorhanden von der gegenüberliegenden Seite und dann wird man auch ganz anders unterstützt! Ich glaube es ist falsch, nur Forderungen zu stellen. „Ihr Männer macht mal das, das und das.“ Man muss auch entgegenkommen und sagen: „Ich möchte euch auch überzeugen, dass ich das kann und dass ich das bin!“ Das ist doch eine Art von Kompromiss, den man auch gegenseitig akzeptieren und leben kann. Und ich hoffe, dass sich auch so dann das ganze Arbeitsklima verändern kann.

FW: Mir ist tatsächlich beim Vorbereiten eine letzte Frage gekommen und ich habe mir sofort mental auf die Finger gehauen, weil ich gedacht habe: „Das ist eine Frauenfrage, würdest du das auch einen Mann fragen?“ Ich habe sie trotzdem mitgenommen, weil ich finde, dass wir aufhören sollten, immer zu entscheiden, ob es Frauen- oder Männersache ist: Was für Gefühlslagen stecken für Sie dahinter, wenn ein neues Projekt, wie zum Beispiel WHATSUB, angegangen wird? Sind da auch Zweifel?

Imhof: Ich würde sagen, jetzt ist es nicht mehr so. Ich glaube den Punkt habe ich überstanden, aber ja es waren Jahrzehnte Zweifel. Das hängt aber auch tatsächlich mit meiner Person zusammen, ich habe einen sehr hohen Anspruch an mich selbst. Einfach dieses Streben also immer alles richtig und perfekt zu machen. Wenn dann Kinder da sind, geht das nicht mehr. Das geht auf keinen Fall. Man muss Abstriche machen. Man muss einfach das schaffen, bestimmte Sachen in Kategorien zu stecken. Ich war stolz, das Studium, die Promotion so erfolgreich geschafft zu haben. Dass mir auch angeboten wird oder dass mir jemand sagt, du bist für die akademische Laufbahn geeignet, jetzt mach das doch!

Das ist das eine. Das andere ist, dass man merkt, wie man im Laufe dieser Zeit sich entwickelt. Also wenn man mich jetzt vergleichen würde mit vor 25 Jahren. Wie ich da auch noch sehr unsicher war und unbeholfen. Das Streben danach, sich mehr Wissen anzueignen, dieses Wissen aber auch weiter zu geben. Das hat sich entwickelt. Wenn mir jemand im ersten Semester gesagt hätte, ich wäre später mal Professorin, dann hätte ich gesagt: „ Auf keinen Fall, so was traue ich mir gar nicht zu.“ Ich würde auch jedem raten, sich selber offen zu halten, in welche Richtung man sich entwickeln kann. Und dass man dann tatsächlich diese Chancen auch nutzt und annimmt und nicht glaubt „Oh, eigentlich sah mein Lebensentwurf vor zehn Jahren anders aus“. Einfach auch mal was Neues annehmen. Man merkt dann auch, wie man sich selbst entwickelt. Ich bin heute sehr viel selbstbewusster als damals, das kommt auch noch dazu. Nicht mehr dieses kleine Mäuschen. Das nichts sagt und in der Ecke sitzt, aber das hängt auch damit zusammen, dass jetzt unsere Aufgabe ist als ältere Generationen oben drüber, Vorbilder zu sein für die junge Generation und zu zeigen, welche Möglichkeiten sie haben und diese dann auch zu nutzen. ***|| Interview: Melina Duncklenberg***

Weitere Informationen zu WHATSUB

Wo und ab wann?
Die Veröffentlichung der WHATSUB-Website ist bis zum Ende dieses Jahres angestrebt.

Was?
Eine Datenbank von und für Wissenschaftlerinnen der Uni Bonn ab dem Post-Doc-Level inkl. eines Ereigniskalenders und regelmäßigen Treffen mit Vorträgen von Dozentinnen verschiedener Fachrichtungen.

Das Ziel:
Sichtbarmachung, Kontakt, Informationsangebot und Vorbildfunktion zwischen (angehenden) Bonner Wissenschaftlerinnen

WHATSUB
Women in Higher Education and Top Science
University of Bonn

Aus der Dose

Über den Stromverbrauch in unseren Wohnungen

"Mit Strom geht's leicht und angenehm und billig ist es außerdem" – so wurde in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts die fortschreitende Elektrifizierung beworben. In den 1950er Jahren wurden auch die letzten Haushalte in Deutschland an das Stromnetz angeschlossen. Seit dem ist der Stromverbrauch dank immer mehr elektrischer Geräte massiv gestiegen. Erst in den letzten Jahren ist ein geringfügiger Rückgang des Verbrauchs zu beobachten.
In Anbetracht des Klimawandels würde es nicht schaden, einmal zu schauen ob und wie man im eigenen Haushalt noch ein wenig mehr Strom sparen kann.

Der Stromverbrauch

Der Stromverbrauch oder auch die Leistungsaufnahme eines elektrischen Gerätes wird in Watt bemessen. Abgerechnet wird der Strom in Kilowattstunden, eine Kilowattstunde ist der Verbrauch eines Kilowatts – also 1000 Watt – über die Dauer einer Stunde. Eine Kilowattstunde Strom kostet zur Zeit im Schnitt etwa 32 Cent. Werfen wir mal einen Blick auf den Stromverbrauch verschiedener Geräte, es handelt sich dabei um Beispiele, im Einzelfall kann der Verbrauch natürlich auch je nach Gerät abweichen:
Ein einfaches analoges Transistorradio zum Beispiel hat einen Stromverbrauch von 2,5 Watt. Für den Stromverbrauch macht es übrigens keinen Unterschied, ob ihr laut oder leise Musik hört. Mit einer Kilowattstunde kann man es also 400 Stunden lang spielen lassen, wobei zweifelhaft sein dürfte, ob auch genug gutes Radioprogramm zur Verfügung steht.

Bei der Beleuchtung wurden in den letzten Jahren ganz erhebliche Fortschritte gemacht: Als vor einiger Zeit Glühbirnen nach und nach verboten wurden, stellte die Energiesparlampe mit ihrem mäßigen und kalten Licht für viele Menschen nur eine unzureichende Alternative da. Die inzwischen verbreiteten LED-Birnen erzeugen nicht nur ein sehr angenehmes Licht, sondern sparen auch eine Menge Strom. Die gleiche Menge Licht, die man früher mit einer 60 Watt-Glühbirne erzeugt hat, kann man heute mit nur 8,5 Watt erzeugen.

Das Aufladen eines Smartphones verbraucht etwa 10 Watt, für 32 Cent kann man das Handy also 100 Stunden lang laden. Computer verbrauchen schon deutlich mehr Strom, sparsame Modelle verbrauchen etwa 30 Watt, gut ausgestattete PC, etwa für Gamer:innen können bis zu 350 Watt verbrauchen. Der Stromverbrauch eines Computers ist aber nicht konstant, sondern variiert je nachdem, wie stark er gerade beansprucht wird.

Ein durchschnittlicher Fernsehapparat benötigt etwa 100 Watt. Dabei gab es durchaus schon sparsamere Modelle: Ein vor 50 Jahren produzierter volltransistorierter Schwarzweiß-Fernseher verbraucht nicht einmal ein Drittel dieser Energie.

Einen besonders hohen Stromverbrauch haben jene Geräte, die elektrische Energie in Wärme umwandeln, wie beispielsweise elektrische Heizlüfter, Toaster, Haartrockner, Geräte zur Warmwassererzeugung wie Durchlauferhitzer oder Boiler und natürlich Kochplatten und Backöfen. Elektroherde sind aber dennoch wesentlich ökologischer als die früher gebräuchlichen Dauerbrandherde.

Kochen mit Strom

Es gibt verschiedene Arten von Kochfeldern: Strahlungsplatten mit offener Glühspindel sollte man nicht mehr verwenden. Hier wird der Kochtopf nicht nur erhitzt sondern auch, wenn er etwa schräg steht oder etwas überkocht, unter Strom gesetzt. Mit den vor einigen Jahren auf den Markt gekommenen Induktionskochfeldern lässt sich nur wenig Energie im Vergleich zu Ceran- oder Massekochfeldern (das sind die klassischen runden Eisenplatten) einsparen, sofern man deren Hitze beim Kochen optimal nutzt: Wenn man eine Speise – ob im Topf oder im Backofen – zubereitet, so kann man meist die Platte oder den Ofen schon ein paar Minuten vor dem Zeitpunkt ausschalten, an dem man den Topf vom Herd oder den leckeren Auflauf aus dem Ofen nimmt. Insbesondere bei klassischen Kochplatten aus Metall reicht die Wärme, die in der Platte gespeichert ist, um das Essen fertig zu garen oder zu braten. Je nach Kochplatte liegt der Stromverbrauch zwischen etwa 1000 und 2000 Watt.

Kochen in der Kiste

Wer beim Kochen noch mehr Energie sparen möchte, kann eine Kochkiste verwenden. Zu Unrecht wird die Kochkiste häufig mit Kriegs- und Notzeiten in Verbindung gebracht: Auch die im Jahre 1926 entwickelte Frankfurter Küche, die dank ihrer praktischen und durchdachten Ausgestaltung als Urtyp der modernen Einbauküche gilt, verfügte über eine solche Kiste.

Anders als beim herkömmlichen Kochen, bei dem der Speise zum Garen permanent Energie in Form von Hitze aus der Kochplatte zugeführt wird, wird bei der Verwendung einer Kochkiste die Speise nur kurz auf dem Herd erhitzt. Anschließend wird die Speise in die Kiste, die mit wärmedämmendem Material ausgeschlagen ist, gestellt und die Kiste verschlossen. Die Speise kann nun ohne weitere Energiezufuhr fertig garen. Dass sich durch die leicht absinkende Temperatur die Garzeit auf mehrere Stunden erhöht, ist dabei nicht unbedingt ein Nachteil. Gerade in Zeiten, in denen mehr Wert auf eine gesunde und ausgewogene Ernährung gelegt wird, stellt die längere Garzeit sogar einen Vorteil da: Will man beispielsweise abends eine leckere selbstgemachte Gemüsesuppe essen, so kann man einfach morgens, bevor man zu den hoffentlich

Dicke Bretter CO2-neutral bohren: Kurbelbetriebene Bohrmaschine *Foto: Jan Bachmann/Samuel F. Johanns*

bald wieder stattfindenden Präsenzveranstaltungen an der Uni geht, den erhitzten Topf mit allen Zutaten in die Kiste stellen und wird dann, wenn man wieder heimkommt, schon von der fertigen und heißen Suppe erwartet.

Kaffee und Kurbeln

Wasser – etwa für Kaffee oder Tee – sollte man am besten nicht auf dem Herd sondern mit einem Wasserkocher erhitzen. Dies spart Energie, da die Hitzequelle im Wasserkessel ist und sie die Hitze direkt in das Wasser weiterleiten kann.

Noch ein klein wenig mehr Energie lässt sich beim Kaffeekochen sparen, wenn man den Kaffee nicht elektrisch, sondern in einer Mühle mit Kurbelantrieb mahlt.

Fast unmerklich ist die Kurbel ja fast komplett aus dem Alltag der Menschen verschwunden, dabei stellt der Kurbelantrieb zumindest in einigen Fällen eine brauchbare Alternative zur Nutzung von Elektrizität dar: Will man etwa ein Bücherregal an die Wand dübeln, um endlich einen Platz für die sorgsam gepflegte FW-Sammlung zu haben, so lassen sich die benötigten Löcher ebenso gut mit einer kurbelbetriebenen Bohrmaschine – auch Brustleier genannt – in die Wand bohren wie mit einer elektrischen Bohrmaschine. Darüber hinaus entfällt auch der störende Bohrlärm.

Ladegeräte und Netzteile

Abgesehen von vulgär großen Fernsehgeräten sind viele elektrische und elektronische Geräte mit der Zeit immer kleiner geworden. Möglich wurde dies zum einen dadurch, dass elektrische Bauelemente immer winziger wurden, zum anderen aber auch dadurch, dass Netzteile heute oft nicht mehr in den elektrischen Geräten selbst, sondern an der Stromzuleitung verbaut sind. Ein Beispiel hierfür sind Ladegeräte für Handys oder Laptops.

Netzteile haben die Aufgabe, die in der Steckdose anliegende Spannung von 230 Volt auf die Höhe herauf- oder herabzusetzen, die ein elektrisches oder elektronisches Gerät oder dessen Bauteile zum Arbeiten benötigen. Außerdem wird in Netzteilen oft die anliegenden Wechselspannung mit einer Frequenz von 50 Hz in eine Gleichspannung umgewandelt, wie sie in vielen elektrischen und allen elektronischen Geräten benötigt wird.

Das Herabsetzen der Spannung erfolgt heutzutage oft über Schaltnetzteile, es werden aber auch noch klassische Netzfrequenz-Transformatoren – sog. Trafos – verwendet. Hierbei bestehen zwei Stromkreise: Der primäre Stromkreis mit 230 Volt Wechselstrom zwischen der Steckdose (bzw. der Ortsnetzstation, auch „Trafohäuschen“ genannt), die den 230 Volt Netzstrom bereitstellt, und dem Netzteil und der sekundäre Stromkreis mit der herabgesetzten Spannung zwischen dem Netzteil und dem elektrischen Gerät.

Wird nun ein solches elektrisches Gerät ausgeschaltet oder ein Handy oder Laptop vom Ladegerät getrennt, so wird dabei nur der sekundäre Stromkreis unterbrochen, der primäre Stromkreis bleibt aber bestehen und verbraucht weiterhin Strom. Um dies zu unterbinden muss auch der primäre Stromkreis unterbrochen – sprich: der Stecker aus der Steckdose gezogen – werden. Bei den zahlreichen Elektrogeräten mit diversen Kabeln und Steckern, die sich in unseren Wohnung so tummeln, empfiehlt es sich, Steckerleisten zu verwenden, mit denen man den Stromkreis durch einen Schalter unterbrechen und den Stecker in der Steckdose lassen kann. Es gibt auch entsprechende Zwischenstecker mit Schalter.

Dies gilt natürlich nicht nur für Geräte mit Steckernetzteil; auch bei einigen Geräten mit eingebautem Netzteil erfolgt die Netztrennung nicht im Primärkreis. Viele Stereoanlagen oder Fernseh-Reciever haben nur eine Standby-Funktion, die ebenfalls Energie verbraucht.

Strom sparen lässt sich übrigens auch, wenn ihr die Beiträge der FW wieder in der Printausgabe lest, die jetzt wieder an vielen Stellen rund um die Uni für euch bereit liegt. ***|| Jan Bachmann***

Covid-Comfort

Von der Befürchtung, dass uns der Alltag abhandengekommen ist

Ich hab Angst, dass wir, jetzt „wo alles wieder fast so ist wie früher“, das nicht mehr können. Selbstverständlichkeiten, die uns die Isolation geraubt hat.

Angst, das verlernt zu haben:

Einen Raum, vollgestopft mit Menschen zu betreten. Einen Vortrag halten und nicht gleichzeitig am unteren rechten Bildschirmrand das bildliche Echo meiner Selbst angezeigt bekommen, um zu überprüfen, ob mein Gesicht schon rot angelaufen ist. Feiern gehen, in eine schlechte Luft abtauchen, Mix aus Tabakgestank und Nebelmaschine. Auf der Tanzfläche in verschütteten Flimm-Shots kleben bleiben bis der Schweiß von der Decke tropft. Auf Clubtoiletten die Hände nur mit kaltem Wasser waschen, Seife leer, na was soll's.

Am nächsten Tag zur Uni radeln – wie herrlich wäre es da nicht, um 08:30 s.t., noch verschlafen, nur meine Hand aus dem Deckenberg strecken und auf den Meetinglink klicken zu müssen, mich noch einmal umzudrehen und später dann langsam die Vorlesung als Hintergrundgeräusch mit der Kaffeemaschine zu übertönen?

Zweifel

Und überhaupt – schaffe ich das alles in Präsenz?

War es nicht immer voll der Stress, vom Juridicum ins Hauptgebäude zu hetzen und mir die Zunge am Euro-Eintopf in der Mensa zu verbrennen?

Da überprüfe ich doch zwischen zwei Vorlesungen lieber meine monstera deliciosa auf dem Fensterbrett, ob ich sie heute schon zum zweiten Mal gießen könnte, während ich mir mal was zeitaufwendig Gesundes koche, mit frischen Linsen oder so.

Abends kann ich dann nicht mal so eben zwischen Hochschulgruppen switchen, mir Vorträge anhören oder unverbindlich in neue Projekte hereinlurren, immer mit dem angenehmen Vorbehalt des widerspenstigen Wlans – ne, sorry kann gerade nicht mehr, der Router spinnt, meine Mitbewohner:innen streamen auf zehn Plattformen gleichzeitig, da_s Bild hngt grad iirgedw_e tschöö

Alles nur geschummelt

Wenn dann alle Bildschirme schwarz waren, konnte ich aber vor Kopfschmerzen nicht einschlafen.

Ist das nicht alles Selbstbetrug? Den beruhigenden Stimmen der Professor:innen lauschen, die nicht ahnen können, dass ich zwei Minuten nach Beginn schon mein Instagram refreshe, diesmal nur mit besserem Gewissen, und mich so tief im Schreibtischstuhl hängen lasse, dass ich erst dann fast panisch aufschrecke und fast herunterrutsche, wenn die Worte „Klausur im openbook Format“ „Abgabe Ablauf“ fallen.

In zehn Meetings gleichzeitig sein – zählt das überhaupt noch? Wie oft wurde nur mein Name auf einem schwarzem Rechteck in der Galerieansicht angezeigt, obwohl ich gerade ganz woanders war? Wer mir in die Karten schaut, sieht, dass ich letztes Jahr im Uni-Spiel zu viele Joker verbraucht und zu oft gemogelt habe, um als ehrliche Gewinnerin der Lockdown-Runde hervorzugehen.

Wirklich, wenn ich ehrlich bin

Will wieder irgendwo hinfahren, präsent, mir egal ob ich dafür 15 Minuten mit der 66 brauche, in denen ich mir zuhause zwei Tutorials für homeofficehacks hätte anschauen können. Wenn ich dann extra irgendwo hingehe, lohnt es sich – weil ich weiß, ich bleibe dann.

Höre mal wirklich zu. Schaue die anderen mal wirklich an, wenn ich mit ihnen rede, wie sie gucken, reagieren, die Gesichter. Statt nur mein Eigenes zu sehen, das kenne ich ja mittlerweile schon.

Und vor allem: Ich will wieder Prioritäten setzen. Ich weiß nämlich, dass ich das nicht mehr kann, weil ich es nicht musste. Aber nur wenn ich begrenzt Zeit habe, kann ich mir selbst eingestehen, womit ich sie verbringen möchte. Und das ist nicht halbherziges Einzoomen, prätentiös Pamela pumpen, auf Superfood schwören.

Ich will verdammt nochmal mit meinen Freund:innen in der Mensa schlemmen, endlos lang an den Schließfächern vor der Bib hocken und mich verquatschen. Auch mal ‘ne Vorlesung ausfallen lassen, wenn ich sie gerade sowieso nicht verstehe. In einen vollbesetzten Hörsaal platzen, die vorletzte Reihe ihre Beine anwinkeln lassen, und mich unter donnernden Holz-Klapp-Stühlen auf den freien Platz quetschen. Und alle fünf Minuten die Präsentation nicht sehen können, weil in den vorderen Reihen jemand aufsteht.

Ich glaube, das geht noch. Ich glaube, das haben wir nicht verlernt.

Lasst es uns dieses Semester zumindest langsam wieder versuchen.

Und für alle, die mal hin und wieder einen Tag zuhause brauchen, um auf ihre Pflanzen aufzupassen: Wie sich aus den Bekanntmachungen der Uni herauslesen lässt, sollen Zoom etc. nicht komplett von der Bildfläche verschwinden, sondern weiterhin zur Verfügung stehen.

Alles in Allem also nur gute Gründe für Optimismus zum Semesterstart!

|| Dorit Selting

» Wenn ich dann extra irgendwo hingehe, lohnt es sich- weil ich weiß, ich bleibe dann. «

Vor die Tür gehen könnte sich dieses Semester richtig lohnen- zumal nicht jede:r von uns in einem Südstadt-Altbau wohnt. *Foto: Keira Burton via Pexels*

Von Schulden und Schuld

Warum Deutschland endlich Reparationen zahlen sollte – dritter Teil

Nachdem wir uns im zweiten Teil des Textes mit dem auseinandergesetzt haben, was ehemalige Zwangsarbeiter:innen als sog. Entschädigung erhalten haben, wollen wir nun zunächst einen Blick auf jene wirtschaftlichen Werte richten, die durch Zwangsarbeit geschaffen wurden. Zwangsarbeiter:innen wurden in den verschiedensten Bereichen eingesetzt, zum Beispiel im Bergbau, in der Produktion von Waffen und Munition, in der chemischen Industrie, bei der Enttrümmerung, teilweise auch als Hausangestellte und natürlich beim Nährstand, der ja auf vielfältige Art und Weise vom nationalsozialistischen Regime profitiert hat und sich bei der Frage der Entschädigung von Zwangsarbeiter:innen bis jetzt noch zurückhaltender gezeigt hat als die deutsche Industrie, was man ja auch erst einmal schaffen muss.

Natürlich hängt die Frage der Angemessenheit der Entschädigung von Zwangsarbeiter:innen nicht mit den durch die Zwangsarbeit geschaffenen Werten zusammen, entscheidend ist hier nur das erlittene Unrecht. Dennoch sollte nicht unerwähnt bleiben, dass wir heute noch mit und auch von den Früchten der Zwangsarbeit leben, die wir Deutschen ziemlich unter-, die Zwangsarbeiter:innen aber vielfach überbezahlt haben.

Das Wirtschaftswunder

Auf den Wiederaufbau und die wirtschaftliche Stärke der Bundesrepublik ist man ja allgemein recht stolz. Die Ursachen des Wirtschaftswunders liegen freilich bei Weitem nicht nur in der vielbeschworenen deutschen Arbeitsmoral und der vermeintlich guten Qualität deutscher Produkte. Eine entscheidende Rolle spielten sicher auch der Marshallplan und auch die vor 1945 geschaffenen Grundlagen. Es sei auch noch einmal darauf hingewiesen, dass die deutsche Industrie bei Kriegsende eine höhere Produktionskapazität als zu Beginn des Krieges hatte. Die Versorgungsengpässe in der unmittelbaren Nachkriegszeit waren eher der fehlenden Transportkapazität und natürlich der Hamsterei geschuldet.

Der erfolgreiche Herr Quandt

Betrachten wir beispielsweise den Fall des Unternehmers Herbert Quandt, der als Prototyp des erfolgreichen Managers der Nachkriegszeit gilt.

München, Ende der 1950er Jahre: Der Autohersteller BMW steckt in einer tiefen Krise, das Unternehmen fuhr in den letzten Jahren hohe Verluste ein, eine Übernahme durch die Daimler-Benz AG schien unabwendbar. Doch es kam anders. Der Industrielle Herbert Quandt stieg bei BMW ein, er sanierte das Unternehmen, bald schrieb BMW wieder schwarze Zahlen. Der Name Quandt ist von nun an untrennbar mit BMW verbunden. Heute ist BMW mit über 75.000 Angestellten das größte Unternehmen Bayerns. Ein großer Teil der BMW-Aktien befinden sich noch immer im Eigentum der Familie Quandt.

Doch woher stammte das Vermögen der Quandts, das diese Erfolgsgeschichte erst ermöglichte?

Günther Quandt, der Vater Herbert Quandts, war vor, während und nach dem ersten Weltkrieg als Unternehmer zu einem gewissen Wohlstand gekommen. Schon vor 1933 unterstützte er – wie so viele – die Nationalsozialisten.

Nach 1933 dann spielte Günther Quandt eine wichtige Rolle bei der Aufrüstung Deutschlands, 1937 wurde er zum „Wehrwirtschaftsführer“ ernannt. In einer Laudatio lobt Hermann Josef Abs, den wir schon im ersten Teil des Textes als Berater Adenauers und Aufkäufer von Zahngold aus den Konzentrationslagern kennengelernt haben, Quandts Glauben an den Führer als dessen hervorstechendste Eigenschaft.

Günther Quandt hatte schon Ende der 20er Jahre die Berlin-Karlsruher Industriewerke AG übernommen. Kurz zuvor hieß das Unternehmen mit dem unauffälligen Firmennamen noch Deutsche Waffen und Munitionsfabriken AG. Außerdem gehörte ihm die Aktienmehrheit der Accumulatoren Fabrik Aktiengesellschaft (AFA), seinerzeit die größte Herstellerin von Batterien und Akkumulatoren in Europa. Batterien und Akkumulatoren waren schon damals für das Militär unverzichtbar: Etwa Starterbatterien für Kraftfahrzeuge, Ortsbatterien für Feldtelefone, Heiz- und Anodenbatterien für Funkanlagen. Von großer Bedeutung waren auch die Batterieanlagen für U-Boote, die Günther Quandt ebenfalls lieferte. Wie schon im ersten Weltkrieg, torpedierten deutsche U-Boote militärische, aber auch zivile Schiffe aus dem Hinterhalt. Bei den für solche „Heldentaten“ notwendigen Tauchfahrten war man zwingend auf den Elektroantrieb und die Quandt’schen Batterien angewiesen. Für die V2, mit der Wernher von Braun – nach dem in Bonn übrigens eine Straße benannt ist – nach den Sternen griff, deren irdischer Einsatz jedoch das Leben von etwa 8.000 Menschen und deren – unterirdischer – Bau das von etwa 16-20.000 Menschen kostete, lieferte Quandt ebenfalls Batterien.

„Fluktuation“

Ab dem Spätsommer 1940 setzten Günther und sein Sohn Herbert Quandt Zwangsarbeiter:innen in ihren Fabriken ein, beginnend mit französischen Kriegsgefangenen in Hagen. Im Wiener AFA-Werk mussten etwa Häftlinge aus dem Konzentrationslager Mauthhausen arbeiten. Auf dem Gelände des AFA-Werkes in Hannover wurde ein KZ-Außenlager für die Zwangsarbeiter:innen angelegt, das über eine eigene Hinrichtungsstätte verfügte. Im April 1945 wurden hunderte nicht mehr arbeitsfähige Zwangsarbeiter:innen aus diesem Lager nach Gardelegen deportiert, wo sie am 13. April 1945 Opfer des Massakers in der Isenschnibber Feldscheune wurden.

Herbert Quandt wurde inzwischen Geschäftsführer bei Pertrix, einem Tochterunternehmen der AFA, das ebenfalls Batterien produzierte. Ab 1944 mussten hier etwa 500 weibliche KZ-Häftlinge Zwangsarbeit leisten. Die Arbeitsbedingungen – beispielsweise der völlig ungeschützte Umgang mit ätzenden Säuren – waren derart katastrophal, dass es monatlich zu einer „Fluktuation“ – so bezeichnete man in der Firmenleitung die Ermordung der Zwangsarbeiter:innen durch Arbeit – von 80 Arbeiter:innen kam.

Benjamin Ferencz, der bei den Nürnberger Prozessen für die Anklage arbeitete, vertritt die Ansicht, dass, wenn seinerzeit der Anklage die Verbrechen der Quandts bekannt gewesen wären, sie ebenso wie Friedrich Flick oder Alfred Krupp von Bohlen und Halbach, der immerhin gut zwei Jahre im Gefängnis verbringen musste, als Hauptkriegsverbrecher angeklagt worden wären. Da dies aber nicht der Fall war, konnte Herbert Quandt als dynamischer Unternehmer mit einer gewissen Vergangenheit und überraschend viel Kapital in den 50er Jahren so richtig durchstarten.

Die Waffenfabriken blieben übrigens weiter im Besitz der Familie, wie nach dem ersten Krieg bekamen sie nun aber wieder einen neutralen Namen: Industriewerke Karlsruhe AG. Die Leitung hatte Herbert Quandts Halbbruder Harald, dessen Mutter mit Joseph Goebbels verheiratet war. Ab 1958 lieferten die Industriewerke Karlsruhe AG dann große Mengen Landminen nach Afrika. Aus dem AFA-Konzern ging übrigens die Firma Varta hervor, die auch heute noch Batterien herstellt. Nach dem Tode Herbert Quandts wurde der Herbert Quandt-Medienpreis gestiftet, der immer noch verliehen wird.

Die Verbrechen

Blicken wir nun auf die Reparationsforderungen Griechenlands und Polens, die in jüngster Zeit wieder einmal diskutiert wurden.

Hierzu sollten wir uns zunächst kurz ins Gedächtnis rufen, was wir Deutschen in Polen und Griechenland verbrochen haben. Natürlich waren schon die jeweiligen Angriffe auf die beiden Länder schwere Verbrechen. Verbrechen, deren Schwere freilich noch übertroffen wurde von jener des rücksichtslosen und brutalen – vom Vernichtungswillen getragenen – Umgangs mit der Bevölkerung beider Staaten.Bereits im Kaiserreich war in den bürgerlichen Kreisen, etwa bei Alfred Hugenberg vom Alldeutschen Verband, das Geschwafel vom deutschen Herrenvolk und der Unterwerfung der Pol:innen aufgekommen. In den Schatten gestellt werden diese Zivilisationsbrüche in der Kriegsführung nur noch von jenen, die man kurze Zeit später vollzog, mit dem Angriff auf die Sowjetunion im Jahre 1941. Ohne Beispiel in der Kriegsführung ist der deutsche Kriegsgerichtsbarkeitserlass vom 13. Mai 1941, der jegliche Übergriffe deutscher Soldaten gegen die sowjetische Zivilbevölkerung der Militärgerichtsbarkeit entzog (die ja ohnehin auf derartige Angelegenheiten nicht sonderlich viel Mühe verwandte). Damit wurde auch die Vergewaltigung durch deutsche Soldaten grundsätzlich nicht mehr bestraft, sexuelle Gewalt wurde hier durchaus gezielt durch deutsches Militär als Mittel der Unterwerfung verwandt, die genauen Ausmaße dieses Grauens sind jedoch unklar, da an einer Aufarbeitung oder zumindest Erforschung dieser Thematik kein Interesse bestand.

April 1941: Soldaten der Wehrmacht plündern ein Ladengeschäft in Griechenland.
Quelle: Bundesarchiv; CC-BY-SA 3.0

Allzu lange hatte sich das Märchen einer „ehrenhaft“ und sauber kämpfenden deutschen Wehrmacht – und laut z.B. Helmut Schmidt übrigens auch einer sauberen Waffen-SS – in deutschen Köpfen gehalten.

Verbrechen in Polen…

Mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen begann am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg. Bereits während der Kampfhandlungen kam es zu Übergriffen gegen Zivilist:innen. Mehr als die Hälfte der Übergriffe wurden von Soldaten der deutschen Wehrmacht begangen. Oft wurde polnischen Soldaten der Kombattantenstatus abgesprochen, es kam zu Erschießungen von Gefangen, etwa beim Massaker von Ciepielów. Hier wurden 250 gefangengenommene polnische Soldaten gezwungen, sich auszuziehen und ihre Ausweise abzugeben. Nach Auffassung des verantwortlichen deutschen Offiziers hätten die polnischen Soldaten hierdurch ihren Status als solche verloren, die Genfer Kriegsgefangenenkonvention würde nicht mehr greifen und man könne sie erschießen. Der fantasievolle Umgang mit dem Völkerrecht hat – wie man sieht – eine lange Tradition bei uns Deutschen.

Hinter der immer weiter nach Osten vorrückenden Wehrmacht ermordeten Einsatzgruppen, die im Wesentlichen aus Polizisten und Mitgliedern der Waffen-SS bestanden, im Zuge der „Vernichtung der polnischen Intelligenz“ über 60.000 polnische Staatsbürger:innen, darunter: Ärzte:innen, Jurist:innen, Professor:innen, katholische Priester, Bischöfe oder Vertreter:innen der Arbeiter:innenbewegung. Im Zuge dieser Aktion wurden auch bereits etwa 7.000 jüdische Menschen ermordet.

Es sei auch noch kurz die Zerstörung Warschaus und die fast vollständige Deportation der dortigen Bevölkerung im Herbst 1944 erwähnt. Studien aus den 1940er Jahren bezifferten den rein materiellen Schaden dieser Aktion auf 30 Milliarden US-Dollar. Neuere Studien beziffern den Schaden alleine an öffentlichen Einrichtungen der Stadt auf knapp 55 Milliarden Dollar (mit der Kaufkraft von 2004).

Triggerwarnung
Die folgende Doppelseite enthält Fotos von Kriegsverbrechen

… und Griechenland

Während der Eroberung und der anschließenden Besatzung Griechenlands begingen die deutsche Wehrmacht und die SS ebenfalls zahlreiche Verbrechen. Insbesondere die Repressalmaßnahmen gegen die Zivilbevölkerung waren von äußerster Härte und Brutalität, sie kosteten das Leben vieler Menschen, viele Dörfer wurden zerstört, ebenso wie unermessliche Kulturgüter, wie das Kloster Asia Lavra. Ferner kam es infolge der wirtschaftlichen Ausplünderung Griechenlands durch die deutsche Besatzungsmacht im Winter 1941/42 zur schlimmsten Hungersnot in der Geschichte des Landes überhaupt. Wie viele Menschen ihr zum Opfer fielen, ist unklar, die Schätzungen liegen zwischen 100.000 und 450.000.

Mindestens 58.885 jüdische Griech:innen wurden in deutschen Vernichtungslagern ermordet.

Die griechische Forderung

Im Pariser Reparationsabkommen von 1946 wurden Griechenland Reparationsleistungen in Höhe von ungefähr 7,2 Milliarden US-Doller (mit der Kaufkraft von 1938) zugesprochen. Dies entspricht in etwa der Hälfte des Wertes aller Reparationen, die die Sowjetunion aus der SBZ bzw. der DDR bezogen hat.

Nach einer griechischen Studie aus dem Jahre 2013 betragen die Gesamtschulden Deutschlands gegenüber Griechenland zwischen 269 und 332 Milliarden Euro.

Dieser Reparationsanspruch besteht unberührt jener Reparationsgüter, die Griechenland aus den von den Alliierten unmittelbar nach Kriegsende demontierten Anlagen zugesprochen wurden. Hierbei soll es sich um 30.000 Tonnen „wertvollen Maschinenmaterials“ gehandelt haben, von dem 18.500 Tonnen aber offenbar so wertvoll waren, dass sie gar nicht erst nach Griechenland verschifft, sondern noch in Deutschland verschrottet wurden.

Im Jahre 1960 schloss die Bundesrepublik im Rahmen ihrer sog. Wiedergutmachungspolitik einen Vertrag mit Griechenland und zahlte in der Folge 115 Millionen DM für „griechische Staatsangehörige, die von nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen betroffen worden sind“.
Die griechische Seite betonte hierbei jedoch eindeutig, dass sie durch den Vertragsschluss nicht auf ihr Recht verzichte, Reparationsforderung in einem noch zu schließenden Friedensvertrag geltend zu machen, wie es das Londoner Schuldenabkommen von 1953 vorsah.

Die Zwangsanleihe

Neben den eigentlichen Reparationsforderungen existiert auch noch eine Zwangsanleihe, die die Bank von Griechenland im Jahre 1942 der Deutschen Reichsbank gewähren musste. Die Bank von Griechenland wurde im gleichen Jahre außerdem gezwungen, ihre Devisenbestände an das Deutsche Reich abzuliefern. Ab April 1943 zahlte das Deutsche Reich die Anleihe in monatlichen Raten zurück. Bei Kriegsende bestand noch eine Restschuld in Höhe von 476 Millionen RM. Die Schätzungen darüber, wie viel die Forderung aus dieser Anleihe heute wert ist, schwanken sehr stark, sie liegen zwischen drei und 64 Milliarden Euro. In griechischen Regierungskreisen geht man zur Zeit offenbar von einem aktuellen Wert von zehn bis elf Milliarden Euro aus.

Die Bundesregierung betrachtet die Restschuld aus der Anleihe jedoch nicht als Kreditverpflichtung, sondern als Reparationsforderung, und Fragen der Reparationen sind – wie wir ja bereits festgestellt haben – zumindest nach der reichlich holprigen Rechtsauffassung der deutschen Regierung abschließend geklärt. Hier sei noch einmal daran erinnert, dass die Bundesrepublik andere Anleihen, die das Deutsche Reich – beispielsweise bei privaten Geldgeber:innen – aufgenommen hat, selbstverständlich zurückgezahlt hat, bzw. zahlt.

Die Höhe der polnischen Reparationsforderungen wird in einem für das polnische Parlament angefertigten Gutachten mit 840 bis 850 Milliarden Euro beziffert. Diese Summe dürfte dem tatsächlich entstandenen Schaden entsprechen.

Vor dem Hintergrund des (beginnenden) kalten Krieges nahm Polen – wie andere Staaten Osteuropas auch – nicht an der Reparationskonferenz in Paris im Jahre 1946 und auch nicht an der Schuldenkonferenz 1953 in London teil. Die polnischen Reparationsansprüche wurden daher indirekt über die Sowjetunion auf Basis des Potsdamer Abkommens geltend gemacht. Als die UdSSR aber nach dem Volksaufstand in der DDR 1953 die Reparationslieferungen aus der DDR einstellte, waren die polnischen Ansprüche, die ja mit den sowjetischen verknüpft waren, real nicht mehr durchsetzbar – wer hätte die Macht gehabt, die DDR zur Befriedigung der pol-

In der Nähe des Ortes Ciepielów wurden am 9 September 1939
etwa 250 gefangene polnische Soldaten von der deutschen Wehrmacht ermordet.
Quelle: Wikimedia (gemeinfrei)

Mitglieder der Einsatzgruppen (bestehend aus Polizei und Waffen-SS) erschießen jüdische Menschen in der Ukraine (vermutlich 1942).
Quelle: Wikimedia (gemeinfrei)

nischen Ansprüche zu verpflichten? Nur die Sowjetunion selbst.

Folglich erklärte die polnische Regierung, die natürlich nicht frei war vom Einfluss Moskaus, kurz nach dem Kreml ebenfalls auf weitere Forderungen zu verzichten.

Zu diesem Zeitpunkt bestanden zwischen der Bundesrepublik und der Volksrepublik Polen noch keine diplomatischen Beziehungen. Nach bundesdeutscher Rechtsauffassung ist unklar, ob Polen 1953 auch gegenüber der Bundesrepublik rechtswirksam auf die Ansprüche verzichtet hat. Spätestens aber sei der Verzicht – so sagt man hierzulande – 1970 völkerrechtlich bindend erklärt worden, als Polen und die Bundesrepublik den Vertrag über die Normalisierung ihrer Verhältnisse schlossen. Pikant dabei ist jedoch, dass im selben Vertrag bereits die Oder-Neiße-Linie durch die Bundesrepublik als Westgrenze Polens anerkannt wurde, dies aber für die Bundesrepublik selbst niemals völkerrechtlich bindend war. Die völkerrechtlich bindende Anerkennung der Grenze fand erst im Jahre 1990 statt. Wie aber ein Vertrag die eine Seite völkerrechtlich binden, die andere aber nicht binden kann, bleibt ein Mysterium.

Der Friedensvertrag, der keiner war

Zuletzt wird von deutscher Seite betont, dass Polen wie auch Griechenland vor dem Abschluss des Zwei-Plus-Vier-Vertrages, der im Jahre 1990 zwischen der Sowjetunion, den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich sowie den beiden deutschen Staaten abgeschlossen wurde, keine Reparationsansprüche angemeldet habe, wie es das Abkommen von 1953 vorsah . Dem ist jedoch entgegenzuhalten, dass die Bundesrepublik bei den Vertragsverhandlung doch genau deshalb vehement darauf bestanden hat, den Vertrag eben nicht „Friedensvertrag“ zu nennen, um zu verhindern, dass andere Staaten ihre Reparationsansprüche anmelden. Der Zwei-Plus-Vier-Vertrag sollte ja – so die bundesdeutsche Idee – wie ein Friedensvertrag wirken, aber kein Friedensvertrag im Sinne des Londoner Abkommens sein. Darüber hinaus war Polen am Londoner Abkommen von 1953 ja gar nicht beteiligt.

Von polnischer Seite wird noch vorgebracht, dass der Verzicht im Jahre 1953 vom damaligen Ministerrat verkündet wurde, dabei sei der überhaupt nicht zuständig gewesen, rechtlich bindend hätte nur der Staatsrat verzichten können.

Letztlich eine moralische Frage

Befriedigend oder gar gerecht wird man dieses Problem aber ohnehin nicht durch juristische Spitzfindigkeiten lösen können. Das Völkerrecht ist oft keine abstrakte Normensammlung, sondern das, worauf man sich einigt, was die realen Umstände zulassen und was durchsetzbar ist. Letztlich geht es um den verantwortungsvollen Umgang mit der Schuld und die Frage, ob man sich der Verantwortung der Geschichte durch Formalismen entziehen kann.

Der Völkermord an den Herero und Nama zwischen 1904 und 1908 wurde bis vor Kurzem von offizieller Seite in Deutschland nicht als solcher bezeichnet (obwohl er völlig eindeutig einer war) – der Grund für diesen Winkelzug: Man wollte vermeiden, den Nachfahr:innen der Überlebenden Reparation zahlen zu müssen. In dieser Frage gab es aber dann tatsächlich eine Einigung zwischen der Bundesregierung und den Vertreter:innen der beiden Völker – im Mai diesen Jahres.

Im letzten Teil des Textes betrachten wir die grundsätzlichen – nicht unbedingt juristischen – Argumente, die für und gegen Reparationszahlungen vorgebracht werden, und was das alles mit unserem Umgang mit der Geschichte zu tun hat. ***|| Jan Bachmann***

CovidComfort

the blend unmasked

est. 2019

»Best kept safe from children.
Or anyone.«

★ ★ ★ ★ ★

»You can check-out
any time you like but
you can never leave.«

★ ★ ★ ★ ★

»Perfect desert island choice.«

★ ★ ★ ★ ★

»Not sharing is caring.«

★ ★ ★ ★ ★

»Eat. Sleep. Zoom. Repeat.«

★ ★ ★ ★ ★

»Breathtaking.«

★ ★ ★ ★ ★

Ihr habt Corona-Probleme? Anlaufstellen:

Psychosoziale Beratung des AStA: psb@asta.uni-bonn | 0228 73-7034 (Mi+Do 10-12 Uhr)
Psychosoziale Beratung des StW: pbs@studierendenwerk-bonn.de | 0228 73-7106 (Mo+Mi 13-15 Uhr)
Ambulante Suchthilfe in Bonn: www.suchthilfe-bonn.de | 0228 289-700

Dir gelang, was nicht gelungen
jedem Mann, der Kanzler war:
Bleibst im Amte unbezwungen
und bist einfach nicht mehr da.

Jung & Elastisch

Oder: was machen Sachen?

Es ist sieben Uhr morgens an einem Sonntag. Wir sitzen irgendwo zwischen Köln und Bonn in einer Bahn, sind müde, fertig, leer getanzt, nüchtern. Und ernüchtert. Es ist sieben Uhr morgens und über mir schlägt eine Welle zusammen. Die Welle besteht aus einem Gedanken. Der Gedanke ist nicht neu. Aber es ist das erste Mal, dass ich ihn nicht nur denke, ihn nicht nur mit meinem Kopf begreife und fasse. Es ist das erste Mal, dass ich ihn wirklich fühle.

Uns wurden anderthalb Jahre genommen.

Es ist sieben Uhr morgens an einem Sonntag in einer Bahn von Köln nach Bonn und ich fühle ganz kurz und ganz heftig den Verlust von etwas, das ich vorher hatte und was jetzt fehlt. Ich könnte jetzt pathetisch schreiben, dass mir meine Jugend geklaut wurde. Aber Pustekuchen, ich bin immer noch jung und so weiter. Vielmehr ist ein Stück der Leichtigkeit von vorher weg. Und das begreife ich erst jetzt, da ganz viel von vorher wieder möglich ist.

Mir wurden natürlich nicht anderthalb Jahre in dem Sinn genommen, dass ich nichts gelebt und erlebt hätte. Ich habe ja weitergelebt. Ich habe Sachen erlebt. Gutes und Schlechtes. Sachen gelernt und Sachen vergessen, über mich und die Welt und meinen Platz in ihr. Ich habe Sachen gemacht, die ich vorher nicht gemacht habe. So viele neue Rezepte gekocht (vielleicht bin ich also doch mittlerweile Mitte 50). Mit Yoga angefangen. Auch viele neue Menschen kennengelernt. Auch alte Menschen neu kennengelernt. Nicht weniger getrunken oder geknutscht oder geraucht.

Aber ich habe mich verändert und bin eben anderthalb Jahre älter geworden, in anderthalb Jahren, die anders waren, als erwartet.

Wissen wir alle. Haben wir alle so oder so anders erlebt. Ist wie es ist. Das weiß ich auch. Und ich will mich auch gar nicht wirklich beschweren, sondern nur mal wieder ein Gefühl teilen. Meinen Kummer über das was mir anderthalb Jahre lang fehlte und was immer noch fehlt, obwohl es eigentlich und per se wieder da ist. Weil es auf eine nicht fassbare Art immer noch weg ist, vielleicht dauerhaft.

Vielleicht auch nicht. Wir gewöhnen uns so schnell an Dinge. Zeit ist elastisch. Und vielleicht ist auch bald alles wieder wie immer, mit meinem Gefühl.

Aber momentan stehe ich in zu vollen Räumen mit zu lauter Musik und zu vielen Gerüchen und fühle mich lost. So lost wie ich mich in diesen Räumen vorher nie gefühlt habe. Ich fühle mich lost dabei, bis kurz vor sieben irgendwo zu tanzen, obwohl ich genau das viel zu lange vermisst habe. Und obwohl ich mich lost fühle, mache ich weiter. Aus einem anderen Gefühl heraus.

Dem Gefühl, anderthalb Jahre nachholen zu wollen oder zu müssen. Dem Gefühl, sicherheitshalber für die nächsten anderthalb Jahre vorzusorgen. Man weiß ja nie. Im ersten Lockdown noch Klopapier und Mehl gehamstert, jetzt Menschen und Abende und Erinnerungen und Mehr. Für schlechte Zeiten. Oder weil jetzt gerade wieder ein bisschen bessere Zeiten sind, gefühlt. Weil in unserem privilegierten Stückchen Welt Sachen Machen möglich ist. Aber was machen Sachen eigentlich?
Oder warum mache ich Sachen?

Ich mache Sachen, weil ich es will und weil ich sie anderthalb Jahre vermisst habe. Weil sich Ja Sagen gerade richtig und wichtig anfühlt. Aber ich mache Sachen auch, weil ich weiß, dass ich sie vor anderthalb Jahren gerne gemacht habe. Und weil ich sie in den vergangenen anderthalb Jahren gerne gemacht hätte. Ich mache Sachen, weil 22-jährige Menschen bestimmte Sachen halt machen. Und ich mache Sachen, weil meine Freundinnen und Freunde diese Sachen gerne machen. Ich mache Sachen auch, um mir die Normalität und Leichtigkeit, die so lange fehlten, zurückzuholen. Ich mache Sachen, um die Zeit zurückzudrehen oder vielleicht auch anzuhalten. Je nach dem.
Jedenfalls mache ich Sachen.

Und aber meine Gefühle sind verwirrt davon, dass ich Sachen mache, Sachen wieder mache, wieder Sachen mache. Und ich muss lernen, dass ich zwar jung bin und Zeit elastisch ist, aber ich mir Zeit geben muss und mir eingestehen darf, dass ich nicht jünger, sondern älter werde. Ich muss mich daran erinnern, dass Ja sagen zwar meistens gute Sachen nach sich zieht, aber ich auch Nein sagen darf auf die Frage, ob ich Freitag mit in den Club will. ***|| Helene Fuchshuber***

»Im ersten Lockdown noch Klopapier und Mehl *gehamstert*, jetzt **Menschen** und **Abende** und **Erinnerungen** und **Mehr.**«

AStA Universität Bonn

KULTUR TICKET
AStA der Universität Bonn

FÜR 3 EURO INS THEATER!

COMEDY - DRAMA - KABARETT - KOMÖDIE
KONZERT - MUSICAL - OPER - SCHAUSPIEL
TANZ - VARIETÉ - PERFORMANCE

Ein Angebot für Studierende der Uni Bonn

Mit dabei sind

/ Brotfabrik Bühne Bonn / Contra-Kreis-Theater
/ Euro Theater Central / Haus der Springmaus
/ Junges Theater Bonn / Pantheon / Theater Bonn
/ Theater im Ballsaal / Theater Marabu
NEU! Eigenveranstaltungen des AStA und der Theatergemeinde BONN

Mehr Infos unter

www.kulturticket-bonn.de

oder über die kostenfreie App

Android
Apple
DOWNLOAD

kontakt@kulturticket-bonn.de
www.asta-bonn.de/kulturticket

bereitgestellt von: Theatergemeinde Verlags- und Servicegesellschaft mbH
powered by: Theatergemeinde BONN

Theatergemeinde Verlags- und Servicegesellschaft mbH

Theatergemeinde BONN
Kultur.
Vielfalt.
Erleben.